

# BULLETIN 2003 - 1



## Inhaltsverzeichnis :

- Von Natzweiler nach Mauthausen 2
- Kriegserlebnisse von J.-P. FISCHBACH aus Niederfeulen 12

**VON NATZWEILER NACH MAUTHAUSEN (Fortsetzung)**

## Bericht von Nic Hoffmann

Wir sind in Mauthausen angekommen. Hier gibt es keinen Bahnhof. Wir befinden uns auf dem Gelände einer Fabrik, umgeben von einem hohen Tannenwald. Hier ist ein derartiger Lärm, dass man seine eigenen Worte nicht versteht. Irgendwo heulen Motoren auf. Sie werden von niedrigsten bis zu höchsten Tourenzahlen getestet. Ich denke an Kapo Knoll in Natzweiler, der immer darauf bedacht war, die Neuzugänge auf seine besondere Art zu empfangen. Hier gibt es bei der Ankunft keine Prügel.

Mein linker Nachbar spricht mich an. Er ist auch Luxemburger, so sagt er jedenfalls. Angeblich lebte er mit seinen Eltern in der Schweiz. „Ich war in Deutschland, in Urlaub,“ erzählt er. „Bei Kriegsausbruch stahl ich ein Fahrrad. Ich wollte damit nach Hause. An der Grenze wurde ich geschnappt. Ich kam ins Gefängnis. Jetzt bin ich hier.“ An seiner Häftlingskleidung trägt er den grünen Winkel, der Kriminellen zugeordnet ist. Ich weiss nicht, ob ich ihm glauben soll? Er spricht kein Wort Luxemburgisch. Wir kommen an hektargrossen Hallen vorbei. Ringsum 30 Meter hohe Tannen. Wir gehen durch ein großes Gebäude und sehen dann vor uns Baracken. Etwa 50 Meter davor, ein einfacher 2 Meter hoher Zaun. Das Tor ist geöffnet. Die Kapos führen uns ohne Meldung und Grüßen an den Posten vorbei, in eine warme Küche.

Wir bekommen einen Blechnapf mit Löffel und dann etwas zum Essen. Es gibt sogar Nachschlag. Keiner sagt nein. Dann müssen wir uns in einer Reihe aufstellen und jeder bekommt eine Decke. Von einem Häftling, der eine Pfeife raucht, werden wir gezählt.

Dann heißt es: „Alle Luxemburger her zu mir, Löffel und Essgeschirr mitbringen, wir bekommen Block 7. Ich bin euer Blockältester, ich heisse Willi Falke. Ihr seid die Ersten hier. Euer Bett könnt ihr euch auswählen.“

Ich staune. Was ist denn hier los? Sind hier keine „Preisen“?

Sind wir hier in einem Block? Ein Scheunentor, als Eingang, links eine kleine Kammer mit zwei Bettstellen, Tisch und Stühlen. Ein kleiner Ofen, dessen Rohr zum Dach hinausführt. Ein kleines Fenster, das sich nicht öffnen lässt. Auf der anderen Seite dasselbe. Es gibt Holz und Kohlen zum Feuern. Fussboden und Wände sind aus Beton. Hier könnten auf beiden Seiten Pferde stehen. Willi macht sich am Ofen zu schaffen. Die Barackenwände knirschen unter dem Lärm aus der nahen Fabrik. Willi klärt uns auf:

„Das ist der Prüfstand aus dem BMW-Werk II, München-Allach. Ihr kommt dorthin zur Arbeit.“ Ich suche mir ein Bett aus, nicht unten, denn dort ist es durch den Betonfussboden zu kalt. Nicht oben, denn dort sind die Papiersäcke auf denen wir liegen sollen, steinhart gefroren. Ich installiere mich in der Mitte.

Ein Niederländer, der ebenfalls in unserem Block ist, erklärt uns: „Das hier sind holländische Militärpferdeställe. Sie wurden aus Holland hierher geschafft.“

Sch..., meine Zähne klappern im Bett vor Kälte. Im Hemd, ohne Kissen nur mit einer kleinen Pferddecke, muss man ja frieren. Ich rolle meine Jacke zu einem Kopfkissen zusammen. Es wird schon gehen. Meine Gedanken schweifen ab, nach Hause.

Wird man dort nicht alle Leute verschleppen? Das sind in diesem Moment meine Sorgen. Im Raum schnarcht schon einer. Ich versuche meine Gedanken zu ordnen und spreche für mich ein Gebet.

Im Block riecht es nach frischem Sägemehl.

Es ist früher Morgen. „Aufstehen! Bettemachen! sauber machen! fertig machen zum Appell und dann waschen, waschen! Kommt alle mit, ich zeig's euch!“ so tönt Willi.

Er zeigt uns die Toilette. Alle laufen hin. Wir müssen uns hinsetzen, keiner darf im Stehen urinieren. Wir werden zum Waschen geschickt. Das Wasser muss ständig laufen, damit die Rohre nicht zufrieren bei dieser Kälte. Wir dürfen baden. Plötzlich lautes Klatschen. „Zieh dich aus, Drecksfink.“ Willi hat einen erwischt, der die linke Hand in der Tasche hat und mit der rechten kurz durch das Gesicht streicht.

Willi trägt einen Stock, er macht jedoch nur selten Gebrauch davon. Dagegen hat er ständig die Pfeife im Mund. Willi mag 50 Jahre alt sein.

Der Appell muss geübt werden, Willi versucht es draußen mit uns. Es scheint zu klappen, denn er ist sichtlich zufrieden. Neben uns schimpft ein anderer Blockältester mit seiner „Saubande“.

Die Sonne dringt durch die Wolken. Die SS kommt. Der Lagerführer Jarolin und der hinkende Rapportführer Eberle.

Der Lagerkapo donnert: „Stillgestanden! Mützen ab!“

Der Rapportführer zählt: „10, 20, 30 usw.“ Es müssen 250 Mann sein. Es stimmt., Augen rechts!“. Er macht Meldung. Jarolin kontrolliert. Es stimmt auch diesmal. Der Schreiber notiert.

Wir gehen in den Block zurück. Wir sind in einem Arbeitslager und brauchen nicht zu arbeiten. Sonderbar, wer versteht das? Die Zeit vergeht langsam, wenn man nicht arbeiten muss. Peiffer Neckel hat Kreide gefunden und malt Striche an die Wand. Hundert Striche. Jeden Tag will er einen davon auswischen. Dann ist der Krieg vorbei. Meint er. Wir glauben es nicht.

Baulesch Jemp geht in die Küche zu Striehl Jang, der sich dorthin gemeldet hat.

Jemp kommt zurück, die rechte Hand rußgeschwärzt. Er zeichnet jedem ein Aschenkreuz auf die Stirn. „Heute ist Aschermittwoch“, sagt er. Es ist jedoch eine Woche zu früh. Auch nach dem Mittagsappell geht es wieder zurück in den Block.

Dann nach dem Morgenappell am anderen Tag wird uns befohlen: „Kleider umtauschen, dann zum Frisör! Ihr dürft im Monat zweimal nach Hause schreiben und zwei Briefe empfangen! Auch 2 Pakete dürft ihr bekommen!“

Danach geht es zur Kleiderkammer. Willi kümmert sich um jeden Einzelnen. Mit der Pfeife im Mund sorgt er dafür, dass jeder passende Klamotten bekommt. Richtige Häftlingskleidung erhalten wir, sogar mit Mantel. „Alles muss passen!“, so Willi. Er gerät mit dem Kleiderbullen in einen heftigen Streit, doch er behält die Oberhand. Die Worte von Willi müssen hier Gewicht haben, denn er versteht es, sich durchzusetzen.

Wer seine Kleider erhalten hat, muss zum Frisör. Die Reihe der Wartenden ist beachtlich. Ich muss lange ausharren. Im Raum ist es trotzdem nicht kalt. Der Kohlenofen ist rot glühend. Die Kohlen kommen aus dem BMW-Werk. Die können es sich leisten, uns mit Kohlen zu versorgen. Ich bin an der Reihe.

Ich werde kahl geschoren. Die Schermaschine ist stumpf. Die meisten Haare werden ausgerissen. Es tut entsetzlich weh. Wir müssen uns anstellen, zum Rasieren. Jeder bekommt ein kleines Blechgefäß in die Hand, mit Bartpinsel, ein wenig Seife und drei Tropfen Wasser. „Einseifen!“ heißt es dann. Man muss stets den Befehl des Kapos abwarten, das habe ich inzwischen schon gelernt.

Über einem primitiven Lederriemen wird das Rasiermesser abgezogen. Scharf gemacht.

Ich bin an der Reihe. Ritsch, ratsch, der Bart ist ab. Draussen taste ich über mein schmerzendes Gesicht. An den Händen Blut, überall Blut. Ich laufe zum Waschraum. Schmeisse mir solange kaltes Wasser ins Gesicht, bis die Blutung gestillt ist.

In den nächsten Tagen marschiert eine Gruppe aus einem anderen Lager zur Arbeit. Wohin?, das wissen wir nicht.

Fast jeden Tag bekommen wir Zuwachs. Die Zahl der Insassen nimmt rasch zu, so dass Block 7 bald gänzlich belegt ist. Bis jetzt ist alles gut gegangen. Willi, der Stubenälteste, hat uns nicht sonderlich schikaniert. Er hat es mit seiner „Saubande“ geschafft, nicht sonderlich aufzufallen. Seine Pfeife wurde dabei nicht kalt.

Es ist Freitag, den 30. April 1943

Nach dem Morgenappell muss Block 7 das Kommando „Kiesgrube“ stellen. Jetzt erst wird mir klar, aus welchem Grunde wir in den vergangenen Wochen geschont wurden. Aus dem bei unserer Ankunft ziemlich harmlos aussehenden Lager, ist jetzt ein wahres Gefängnis geworden. Der glatte Draht wurde durch zwei Reihen Stacheldraht mit Isolatoren und Todesstreifen ergänzt.

Willi sagt: „Die Gemütlichkeit ist jetzt zu Ende, ab heute geht jeder zur Arbeit.“

Morgen ist der erste Mai. Ob wir an diesem Tage arbeiten? Wir müssen nicht. Nach dem Mittagsappell heißt es jedoch: „Alles bleibt stehen! Auseinanderrücken! Alles ausziehen! Die Kleider schön sauber auf den Boden hinlegen!“

So eine Kälte. Ein eisiger Wind lässt die nackten Körper erstarren. Wir warten. Warten, bis sich unten das Lagertor öffnet. Eine Gruppe SS und eine ganze Schar Zivilisten kommen die Lagerstrasse herauf. Sie bewegen sich auf uns zu. Alle tragen Sonntagskleider. Die „Muttis“ kommen frisch vom Frisör. Die meisten tragen schöne Pelzmäntel. Sie lachen laut, halten den Pelzmuff vor den Mund. Sie zeigen mit Fingern auf uns. Lachen, strecken die Köpfe zusammen, führen geschwollene Reden. Sie amüsieren sich köstlich. Zwei Männer in Zivil schreiten die Reihen ab. Wir müssen uns bewegen, den Kopf nach allen Seiten drehen. Den Mund öffnen. Die Arme bewegen, dann die Finger. Das linke Bein heben. Dann das rechte. Die Zehen bewegen. Bücken.

„Was bist du für einer?“

„Luxemburger.“

„Sind noch welche hier?“

„Ja.“

„Alle Luxemburger zu mir.“

Sie notieren unsere Namen. Wir sind alle voll arbeitsfähig. Wir dürfen uns wieder anziehen. Wenn ich nur wüsste, weshalb wir den Mund öffnen mussten? Sind wir Pferde, bei denen man das Alter an den Zähnen erkennen kann?

Befinden wir uns wieder im Mittelalter, in der Feudalzeit, wo der Herr befiehlt, der Knecht gehorchen muss?

Wenn sie meine Gedanken erraten könnten. Ich würde liebend gern jeden von denen kaltblütig erwürgen.

Sollte mein Vater unrecht gehabt haben, als er mir sagte: „Ein „Preiss“ hat einen Strick für seinen besten Freund; ein Bayer dagegen betrügt dich nie.“

Hier sind wir in Bayern. Sind denn auch hier nur „Preisen“?

Montags, den 3. Mai rücken wir mit tausend Leuten aus. Wir benutzen denselben Weg auf dem wir ins Lager gekommen sind. Es geht in Richtung der BMW-Werke. Dann kommen wir auf einen hektargrossen Bauplatz. Unsere Bewacher sind noch müde nach dem „fröhlichen Abend“ vom ersten Mai.

Sie ziehen sich von uns zurück.

Karl Krause, mit Wehrmachtswinkel, ist Kapo. Er bekommt ein Kommando von 25 Mann.

Zusammen mit einem Zivilisten sucht er sich seine Leute aus.

Ich bin allein als Luxemburger in seinem Kommando. Zusammen mit 23 Russen. Wir bekommen Schaufeln und Pickeln. Mehr als wir für die Arbeit benötigen. Mit Kapo Krause haben wir Glück. Er ist ungefähr 22 bis 24 Jahre alt, leichtsinnig und neckisch. Er ist ständig darauf aus, den SS einen Streich zu spielen.

Er hat noch keinen von uns geschlagen.

Unsere Mäntel müssen wir auf einem Haufen Tannen ablegen. Das Essgeschirr dazu. Von den Zivilisten bekommen wir unsere Anweisungen. Wir werden zu Planierungsarbeiten eingesetzt.

Als wir uns zum Mittagessen beim Tannenhaufen einfinden, gibt es ein großes Durcheinander. Viele suchen nach ihrem Essgeschirr. Können es nicht mehr finden. Ich habe das meinige vorsorglich in den Mantel eingewickelt.

Zum Essenfassen treten wir in einer Reihe an. Diejenigen die ihr Essgeschirr nicht gefunden haben, müssen sich ebenfalls einreihen. Einige weinen.

„Mütze her, blödes Aas.“

Die Suppenkelle wird in die Mütze geleert. Es ist wie bei einer Gießkanne. Fast alles läuft wieder raus.

Diejenigen denen das Essgeschirr abhanden gekommen ist, müssen sich abends im Lager ein neues kaufen. Zu allem Überfluss bekommen die Leute auch noch Prügel.

Bei der Arbeit gibt ein uns zugeteilter Zivilist die Befehle. Die Russen verstehen ihn nicht. Sie kommen zu mir und fragen mich, was er will. Durch meinen häufigen Umgang mit einem Tataren namens Garifulin habe ich manche russischen Ausdrücke gelernt. Ich konnte mich mit ihnen verständigen.

Als der Zivilist merkt, dass ich Deutsch verstehe, muss ich seine Anordnungen an die Russen weiterleiten.

Bei der Arbeit lässt dieser Mann uns in Ruhe. Er gibt sich sogar leutselig. Er nennt mir seinen Namen und seine Adresse. Er heißt Johann Schmit und wohnt in München. Er bietet mir sogar das Du an. Ich werde gefragt, ob ich Kanalisationsrohre verlegen kann. Ich bejahe. Es ist schon alles vorbereitet. Die Arbeiten erstrecken sich auf einer Länge von 100 Metern. Hans( Johann) gibt uns zwar Anweisungen, lässt uns jedoch in Ruhe arbeiten.

„ Bei mir braucht ihr euch nicht umzubringen“, so Hans. „Ich habe nur die Hälfte eines Zivilarbeiter-Lohnes für jeden von euch zu bezahlen. Deshalb braucht ihr auch nur die Hälfte zu leisten.“ Bei seinen Worten schaut er sich um. Er will sich überzeugen, ob niemand in der Nähe ist, der ihn hören kann. Nein, ich bin der einzige, der seine Ausführungen vernommen hat. Hans ist ein Bayer. Wir haben eine Nadel im Heuhaufen gefunden.

Kapo Krause kommt nur einmal hinzu, um nach uns zu sehen. Er ist ein wahrer Schalk. Ob SS oder andere Kapos, stets versucht er mit seinen Scherzen die anderen auf den Arm zu nehmen.

Es regnet bereits eine ganze Woche lang.

Ein eisiger Sturm heult heran, so als sei er wütend, weil hier ein schönes Stück Tannenwald abgeholzt wird.

Wir sitzen in einem tiefen Graben, dicke Kartons über uns. Wir rauchen und essen. Jeder bekommt etwas aus meinem letzten Kilopaket von zu Hause. Eine Zigarette geht bei 24 Mann von einem Mund zum anderen. Es kommt weder ein SS noch ein Kapo, um nach uns zu sehen.

Der Graben ist fertig. Hans ist zufrieden. „Fein,“ sagt er. „Jetzt kannst du an die Rohre gehen.“ Wir beeilen uns, denn ich will meine 23 Mann in Bewegung halten. Da der Graben in gerader Linie verläuft, gibt es mit dem Rohrlegen kein Problem. Es geht ziemlich schnell und die Rohre liegen innerhalb kurzer Zeit. Ein höherer SS kommt heran. Er spricht mit Hans und kommt dann auf mich zu. Er ist sichtlich zufrieden. „Haben Sie schon Wasserleitungen verlegt?“, werde ich gefragt. Ich antworte schlicht mit „ja“, denn um Schlägen zu entgehen ist es am besten, wenn man hier alles kann. Ich habe eine Ahnung davon, denn in Useldingen und in Böwingen/Attert hatte ich jemandem geholfen eine Wasserleitung zu legen, Blei zu schmelzen und Muffen zuzugießen.

„Komm mit, wir sehen uns die Sache mal an!“ lautet der Befehl. Ich gehe mit den beiden über einen grossen Platz. Hier hört man überall Schreie, Schläge klatschen. Nach etwa 250 Meter kommen wir an eine Stelle, wo ein Haufen Leitungsrohre gestapelt ist. Der Graben ist bereits fertig. Säuberlich mit Brettern abgestützt. Hier waren jedenfalls keine Amateure am Werk. Meiner Einschätzung nach lässt sich die Arbeit machen. Ich gebe dem SS und Hans zu verstehen, dass ich mit meiner Mannschaft imstande sei, die Leitungsrohre zu installieren. Der SS gibt noch verschiedene Instruktionen. „Die Isolation der Rohre darf unter keinen Umständen beschädigt werden“. Dies scheint sein Hauptanliegen zu sein. „Mit meinen Leuten traue ich mir zu, die Leitungsrohre ohne Schaden in den Graben zu legen“, sage ich dem SS. Ich füge allerdings hinzu: „Wenn wir in Ruhe gelassen werden.“

„Sie werden nicht gestört,“ verspricht der SS und entfernt sich.

Am anderen Tag beginnen wir mit dem neuen Auftrag. Karl Krause hat inzwischen ein anderes Kommando bekommen. Zu uns wird kein neuer Kapo geschickt. Unser Arbeitsplatz ist von allen Seiten gut übersichtlich. Dies ist wahrscheinlich der Grund, dass man uns ohne Bewachung hier werken lässt. Arikín, ein Ukrainer, Jaschenko aus Moskau, Srajewski aus Kiew und Garifulin aus Kasan sind mir zugeteilt. Die Namen der übrigen Russen sind mir entfallen. Es sind jedoch lauter anständige Kerle. Gemeinsam beraten wir, auf welche Weise wir diese Arbeit ausführen können, ohne uns übermäßig anzustrengen.

Ungefähr 10 Tage haben wir gebraucht, um unseren Auftrag zu erledigen. Es war eine beschwerliche Arbeit, zumal das Wetter nicht immer mitspielte. „Lasst das letzte Rohr oben!“, verkündet Hans. Die SS möchte dabei sein, wenn die Arbeit vollendet wird. Den ganzen Tag über warten wir vergebens. Kein SS lässt sich blicken. Auch am darauffolgenden Morgen kommt noch keiner. Dann am Nachmittag nähert sich uns eine ganze Meute. Ich gebe meinen Leuten letzte Anweisungen. In Kürze haben wir das Rohr fachgerecht angeschlossen. Die Arbeit ist vollendet. Die SS-Leute reden, flüstern, schütteln die Köpfe. Sie entfernen sich.

„Sie wollten es nicht glauben“, so Hans. Angeblich haben sie vorher keinen gefunden, der die Arbeit ausführen wollte. Hans muss ein tüchtiges Lob bekommen haben. Er ist derart gut gelaunt, dass er mir den Vorschlag macht, Briefe für mich abzuschicken. Briefe und Pakete von zu Hause an seine Adresse gelangen zu lassen. Ich lehne jedoch ab. Wegen meiner Familie will ich dieses Risiko nicht eingehen. „Du kommst auch zu uns, wenn die Sache auffliegt,“ sage ich zu Hans. Später höre ich, dass er auch anderen denselben Vorschlag gemacht hatte.

Wir bekommen neue Hoffnung. Die Engländer kommen oft und laden in unserer Gegend ab. Dann heißt es jedes Mal: „Alles in die Luftschutzgräben!“ Hier handelt es sich um metertiefe Zickzackgräben, die sich in einem Restbestand waldigen Geländes befinden. Wenn die Flugzeuge in eine andere Richtung fliegen, heißt es bei der SS: „Das waren die unsrigen.“ Wenn es beim Zurückfliegen der Maschinen in der Nähe Explosionen gibt, sagen sie nichts. An einem der Sonntage müssen wir auf die Lagerschreibstube zur Aufnahme unserer Personalien.

Hier treffe ich den Geistlichen Jules Jost, den ich von Hinzert aus kenne.

Er lässt uns wissen, dass wir normalerweise nach Dachau gekommen wären. Da dort jedoch Typhus ausgebrochen sei, hätte man uns hier untergebracht. In Dachau herrsche noch immer Quarantäne.

Herr Jost notiert uns in die Dachauer Häftlingsbücher. An die 1500 bekommen Dachauer Nummern. Mir wird die Nummer 451197 zugeteilt. Oh je, soll das meine letzte sein?

„Das weiß nur Gott“, entgegnet mir Pfarrer Jost.

Jetzt habe ich genau 1 Monat draußen im Freien gearbeitet. Bis zum 31. Mai.

Leute in Zivil kommen aus den BMW-Werken zum Appell, um sich ihre „Sklaven“ auszusuchen.

„Nationalität?“, fragt einer mich.

„Luxemburger“.

„Sind noch andere Luxemburger hier?“

„Ja“.

„Ihr alle kommt zu mir.“

Außer mir, sind es Kries Léon, Hochet Nic und Hännen Jeng.

Dazu noch Garifulin, der Tatare, und die beiden Ukrainer Srajewski und Arikin Als letzter kommt noch ein Franzose namens Lecompte zu uns. Er ist Weinhändler und kommt aus Tunis.

„Schaut mich gut an!“ sagt der Zivilist.

„Morgen in der Fabrik, kommt ihr sofort zu mir!“

Es ist der 1. Juni 1943.

Um uns herum Posten, Kommandoführer, Kapos.

Wir sind etwa 500 Mann, welche die grosse Fabrikhalle betreten.

Der Mann von gestern hebt den Arm.

Wir erkennen ihn sofort wieder und nehmen in seiner Nähe Aufstellung.

„Ihr seid hier Folge IV.“

Er geht mit uns zu grossen Bohrmaschinen. Es sind deren 8. Die Maschinen sind in Betrieb.

„Bei jeder Maschine ist nun einer von euch, zum Anlernen.“

An der mir zugeteilten Maschine, steht ein Kahlkopf, ich glaube es ist ein echter Nazi. Mich übersieht er kalt. Er spricht kein einziges Wort.

Er unterhält sich jedoch in deutscher Sprache mit einem Mann der einen Staubmantel trägt.

Dieser sieht aus wie „dem Doud sein Reesender.“ Man könnte annehmen er leide an Schwindsucht.

Ich stehe hier in meinen Holzpantinen. Ich klopfe sie gegeneinander. Ich kann überhaupt nicht in Holzschuhen gehen. Hier gibt es jedoch keine anderen.

Um 9 Uhr ist Brotzeit. Das hatten wir nicht erwartet. Zum Mittagessen bekommen wir Suppe. Kurz nach 6 Abends geht es ins Lager zurück. Es war ein Tag, ohne viel Aufregung. Ich glaube der Mann, dem ich an der Bohrmaschine zugeteilt bin, hat mich überhaupt nicht bemerkt. Jedenfalls sieht es danach aus. Ich habe 12 Stunden in der Fabrik zugebracht. Genügend Zeit, um mir alles genau anzusehen. Mein erster Eindruck ist der, dass es vermutlich angenehm ist, in dieser Halle zu arbeiten.

Lautsprecher gibt es. Aus ihnen ertönt Musik. „*Lili Marleen* und ... *denn wir fahren...gegen England.*“ Es kommen Nachrichten. An der Ostfront wurde der Feind vernichtend geschlagen.

Wir haben uns in bessere Stellungen zurückgezogen.

Wir sind „begeistert“, denn wir wissen dass es nur Lügen sind.

Am besten gefallen mir „zwei prächtige Führerbilder“, die vorne und am Ende der Halle hängen. Die Bilder sind von einer derartigen Größe, dass sie fast nicht in die Halle hineingepasst hätten.

Wir befinden uns hier an einer „würdigen“ Arbeitsstelle.

Damit uns nichts passieren soll, ist der Arbeitsbereich, wo wir uns aufhalten, durch einen 2 Meter hohen Drahtzaun vom übrigen Teil der Halle getrennt.

Am darauffolgenden Tag habe ich noch 6 Stunden, um mich an meine neuen Holzschuhe zu gewöhnen. Ich weiß nicht, wohin mit meinen Händen.

Am Nachmittag spricht mein Lehrmeister mich zum ersten Mal an. Er hat meine Gegenwart endlich wahrgenommen

„Willst Du mal probieren?“

„Ich will.“

Er hat Muskeln, wie ein Boxer, Hände wie Teller.

Er nimmt meine Hände in seine Tatzen und übt mit mir jeden Griff. Ich bin wütend und erschwere ihm absichtlich seine Handgriffe. Er lässt meine Hände los und arbeitet wieder allein. An seinem Gesichtsausdruck erkenne ich, dass er mich für zu dumm hält, um diese Maschine bedienen zu können. „Dem Doud sein Reesender“ ist oft in unserer Nähe. Er beginnt sich für mich zu interessieren.

Er erkundigt sich nach meiner Nationalität. Er will wissen, weshalb ich im Konzentrationslager bin.

Schlicht und einfach erkläre ich ihm: „Weil ich kein Preusse sein möchte.“

Zuerst Erstaunen.

Dann lacht er. Fuchelt mit seinen dünnen Armen durch die Luft, schlägt sich auf die Knie. Noch immer lachend ruft er meinen Lehrmeister herbei. „Arthur, hör mal!“ Ich muss meine Worte wiederholen, es macht mir nichts aus. Ich mache den Spass mit.

Zu „Arthur“ gewandt sagt er: „Siehst Du, wie beliebt ihr seid?“

Arthur ist wütend. Er sagt zu dem Dürren: „Na, ihr Drecksbayern, ihr habt ihn ja großgezogen.“

Es geht um den „Führer“.

Diskret schaue ich zur Seite.

Der Dürre zu Arthur: „Mäßige dich, Du schadest deiner Galle.“ Dabei hört er nicht auf zu lachen. Arthur misst den Dürren mit einem kalten Blick.

Dieser hat anscheinend durch meine Äusserungen irgendwie Respekt vor mir bekommen. Er ist jetzt sehr ernst und erzählt mir seine Lebensgeschichte. Er nennt mir auch seinen Namen. Wurmseeder heißt er. Der Name passt zu seiner Gestalt.

Ich gebe ihm ein Stück Kuchen aus meinem Paket.

„Na so was!, das kriegen wir hier nicht mehr zusammen. Du hast eine gute Frau.“

Ich entgegne ihm: „Alle Luxemburger sind gute Leute.“

Von diesem Tage an, bringt er mir jeden Tag eine oder zwei Flaschen Bier mit.

Das Bier trinke ich heimlich mit meinen Kollegen, in einem Verlies unter der Baracke.

Seit Tagen arbeite ich allein an der Bohrmaschine. Arthur und Wurmseeder sind an einer Drehbank beschäftigt. Wir arbeiten an Flugzeugzylinderköpfen. Bei den Zivilarbeitern liegt das tägliche Soll bis jetzt bei 22 Stück. Uns wurde gesagt in zwei Wochen müssten wir es auf 25 pro Tag bringen. Die Woche danach auf 30.

Es ist eine schwere Arbeit. Folge IV hat an den Zylinderköpfen für Flugzeuge, den Einlass, den Auslass, sowie den Ventilsitz zu bohren.

Ich muss an jedem Zylinderkopf das Kaliber messen, und dies nach jeder Bohrung. Wurmseeder kontrolliert alle fertigen Zylinder. Während der Kontrolle muss ich an seiner Seite bleiben, um zu sehen, wie die Kontrolle ausgeführt wird. Auf diese Weise ist es normal, dass meine Kollegen eine höhere Zahl von Zylinderköpfen bearbeiten können, als ich selbst. Die anderen kommen so auf 30 Stück pro Tag, während ich mit Mühe und Not deren 20 fertig bekomme. Gestern hatte der Kapo mich gewarnt: Heute sagt er: „Du bekommst 25!“ Ein Tisch wird herangebracht. Mehrere SS kommen heran. Sogar einige aus dem Lager. Ingenieure, Meister, alle stehen sie plötzlich um mich herum. Sie diskutieren, lachen. Ja es ist ja schon bald etwas los hier. Ein Schauspiel soll geboten werden. Der Kapo tritt an mich heran. Am Ärmel zerrt er mich von der Maschine weg.

„Komm mit Kerl!“ lautet sein Befehl.

Ein ungeschlachter Sudetendeutscher ist hier Kapo. In seiner Begleitung, der Lagerführer Jarolin. Plötzlich eine laute Stimme. „Was ist hier los?“ Wurmseeder ist hinzugekommen.

„Der Hund arbeitet ja nicht,“ wird ihm gesagt.

„Was?“ Wurmseeder erhebt die Stimme. „Das ist der beste Mann, den ich hier habe,“ lässt er sich mit lauter Stimme vernehmen. Dann baut er sich vor Jarolin auf. „Jeder von euch soll es sich einprägen. Dieser Mann wird nicht geschlagen. Seid ihr noch nicht alle weg?“



Jarolin geht als erster, dann folgt der Kommandoführer Pius, wie wir ihn nennen. Zuletzt die Ingenieure, die Meister. Alle ziehen sie den Schwanz ein. Wie ist das möglich? Ich verstehe es nicht. Der Kapo kommt und räumt den Tisch weg. Ich gehe zurück an meine Maschine. Fange wieder an zu arbeiten. Ich zittere in meinem Innern. Ich denke an das Lager. Wie wird es mir dort ergehen? Wurmseeder tritt an mich heran. Er will wissen, wie ich mich fühle. Ich teile ihm meine Befürchtungen mit.

Er beruhigt mich. Mir würde nichts geschehen. Auch im Lager nicht. Ich soll ruhig sein, mich unter keinen Umständen aufregen. Das ist schnell gesagt. Wer ist er überhaupt? Kann er einer Naturgewalt Halt gebieten?

Ich habe jetzt Respekt vor dem „Schankemännchen.“ Arthur erzählte mir, Wurmseeder sei einer der ersten S.A.-Männer um Hitler gewesen. Nach der Schlägerei im Bürgerbräu, saß er angeblich mit Hitler im Gefängnis. „Das ist ein ganz grosses Tier. An den kommt keiner heran. Er hat sogar den Blutorden.“ Das alles weiß Arthur zu berichten.

Ich habe bereits festgestellt, dass Wurmseeder etwas zu bestimmen hat. Wenn er spricht, dann kuschen alle. Aber uns, die Luxemburger, lässt er in Ruhe.

Die Russen wollen ihn auf den Arm nehmen. Das lässt er sich nun doch nicht gefallen. Er versetzt ihnen Fusstritte und mit seinen knochigen Fäusten schlägt er ihnen den Mund blutig. Die meisten wundern sich. In Wurmseeder steckt weit mehr Kraft, als sein Äußeres vermuten lässt.

Einer der Werkmeister hört sonderbarerweise auf den Namen Kleinmeister. Auch er hat hier einiges zu sagen. Zwischen ihm und Wurmseeder gibt es wegen mir eine heftige Diskussion. Wurmseeder behält die Oberhand. Bei der Diskussion muss es für meine Person, um einen Wechsel der Arbeitsstelle gegangen sein. Wurmseeder holt mich zu sich an eine Werkbank. Ich soll die Arbeit meiner Kollegen beaufsichtigen. Ich habe Angst vor der Verantwortung. Ich bitte Wurmseeder um Bedenkzeit. Während ich mit meinen Kollegen darüber spreche, lässt Wurmseeder uns allein. Er macht einen Rundgang durch die Halle.

Das Argument von Kries Léon gibt den Ausschlag. „Nimm den Posten an, eines Tages kannst Du vielleicht einem von uns helfen.“

Als Wurmseeder zurückkommt gebe ich ihm meinen Entschluss bekannt.

Vorläufig bleibe ich noch bei ihm an der Werkbank. Ich brauch nichts anderes zu machen, als mit ihm zu diskutieren. Er interessiert sich für alles. Namentlich für die Situation der Luxemburger. Unumwunden vermittele ich ihm ein genaues Bild über die Nazi-Herrschaft in Luxemburg. Ich erwähne die Verletzung unserer Neutralität.

Über alles nur Erdenkliche kläre ich ihn auf: Über unsere Landesfürstin, die Regierung. Die Gesinnung der Luxemburger, über den Gauleiter, dessen einschneidenden Massnahmen usw. Ich erzähle ihm, dass diejenigen, die nicht mitmachen wollen, so wie ich und meine Kameraden, in den Konzentrationslagern gelandet wären.

Er interessiert sich auch für meine persönlichen Belange. Für meine Ehe, für meine Familie.

Ich erzähle ihm alles, was mir am Herzen liegt.

Abschliessend sein Urteil:

„Es geht alles vorüber, jetzt gibt es ein neues Europa! Ihr sollt euch fügen!“

Da ich nunmehr den Aufsichtsposten über Folge IV angenommen habe, liegt mir das Wohlergehen meiner Leute am Herzen.

Ich achte darauf, dass alle Werkzeuge in Ordnung sind. Ich kümmere mich um alles.

Wurmseeder lässt mich immer öfters allein.

Die Halle in der wir arbeiten ist sehr groß. Dennoch ist sie gut übersichtlich. An den hohen Mauern sind die Buchstaben A bis L angebracht.

Unter dem Buchstaben G hängt eine Großaufnahme des „Führers“. Mich reitet der Teufel.

„Herr Wurmseeder, was habt ihr Bayern mit „eurem Führer“ gemacht ?“

Er blickt mich verständnislos an. „Gelt das sind schöne Bilder,“ ist zuerst sein Kommentar. „Oh ja, sage ich. Aber wenn der Führer das hier sähe. Sein Bild unter dem Buchstaben G. Was könnte das bedeuten?“

Wurmseeder hat verstanden. Ich lache ihm ins Gesicht. Nun lachen wir beide. „Na Kerl“, sagt er. „Du hast schon Recht, aber noch keiner hat das gemerkt.“

Es ist gut, dass er das Ganze als Witz aufgenommen hat, denn eben so gut hätte mein Scherz daneben gehen können.

Trotzdem muss ich bei Wurmseeder irgendeinen Verdacht geweckt haben.

Bei der Arbeit sagt er mir plötzlich: „Sag mir nicht mehr, Du wärest ohne Grund hier.“ Dann erstaunt er mich, indem er weiterfährt: „Weißt Du, ich nehme dich heraus hier, das hier ist nicht gut für dich.“

Jetzt habe ich wieder den „Schwarzen Peter.“

Ich entgegne ihm: „Die Deutschen haben es auf uns abgesehen, das zweite Mal wird es schlimmer als jetzt.“

Er schüttelt den Kopf und entfernt sich.

Wir hoffen wieder.

Der „Bomberharris“ besucht uns wieder des Öfteren. Unsere Fabrik hatte bis jetzt noch immer Glück. Die Werkhalle ist getarnt, um sie vor Luftangriffen zu schützen. Es muss ja eine schöne Arbeit gewesen sein, Netze mit grünem Material über die Gebäudeteile zu spannen. Auf eine gewisse Entfernung muss das BMW-Werk wie ein Stück Wald aussehen.

Am Pfingstdienstag, als wir um 6 Uhr zur Arbeit kommen, ist unser Arbeitsplatz mit einer 2,50 Meter hohen Rotziegelwand abgegrenzt. Ich frage Wurmseeder nach der Ursache.

„Wegen Brandgefahr, für euren Schutz bei Brandbombenabwurf“, lautet seine Erklärung.

„Die werden doch so etwas nicht machen,“ antworte ich, während mein Herz vor Freude hüpfte. Ich denke an Rotterdam und an die vielen englischen Städte, die im deutschen Bombenhagel verwüstet wurden.

Bei den Bohrungen an unserer Arbeitsstelle wird viel mit Petroleum gearbeitet. Ständig muss die Pumpe in Betrieb sein, um die Späne vom Duraluminium wegzuspülen. Wir brauchen eine Menge von dem Zeug. Das gebrauchte Petroleum wird in 10-Liter-Kanistern in den Abfluss geschüttet. Was würde geschehen, wenn hier Bomben fielen?

Am Arbeitsplatz Folge IV arbeitet mein Kollege Wassili Jaschenko, Taxifahrer aus Moskau. Er soll das Zündkerzenloch bohren und das Gewinde mit der hierzu bestimmten Maschine drehen. Jeder Zylinder muss durch seine Hände.

Für diese äußerst präzise Arbeit steht ihm Spiritus zur Verfügung. Jaschenko trinkt den Spiritus. Zweimal muss man ihm im Lager den Magen auspumpen. Er kommt jedoch immer wieder auf die Beine.

Nach Pfingsten bekommen wir im Werk täglich 6 oder 8 Zigaretten, russische, polnische und jugoslawische.

Jetzt bekommen wir sogar Geld, für unsere Arbeit in der Fabrik.

Normalerweise erhalten wir pro Tag 50 Pfennig bis 1 Mark. Ich kam sogar einmal auf 2 Mark. Mit dem Geld können wir sogar etwas in der Kantine einkaufen. Für 50 Pfennig bekommt man einen Liter Knochenbrühe, in Heu gekocht. Gleichgültig, wo die Knochen herkommen, hier ist etwas Warmes immer willkommen. Jeden Abend bekommen wir im Block eine Kelle Heublumenkaffee. Der Eberle kommt. Jeder erhält eine Zusatzration Brot. Eine Belohnung für unsere gute Arbeit in der Fabrik. Wir bekommen ein zweites Mal eine Extra-Ration, und diesmal mit dem Hinweis: „Arbeitet! Arbeitet! Leute. An der Front in Russland geht es „vorwärts mit dem Rückzug“. Über Radio bekommen wir den Wehrmachtsbericht in der Fabrik mit. Wir arbeiten mit chemischem Petroleum. Unsere Kleider sind ständig klitschnass.

Wir werden sogar von einem Hautarzt aus München auf Hautschäden untersucht. Mir hat das Petroleum nicht geschadet. Ich hätte mich darin baden können. Aber der Léon war allergisch gegen das Produkt. Er bekam eine andere Arbeitsstelle.

Alle 14 Tage bekommen wir ein Fläschchen flüssige Seife. Ich wasche damit meinen ganzen Körper und siehe ich vertilge hiermit Läuse und Flöhe.

Da wir heute am 14. Juni hier Feiertag haben, müssen wir im Block bleiben, wo die SS das Sagen hat. Wir werden nach dem Appell zu den Baracken geführt. Dort beginnt das grosse Reinemachen. In Gruppen zu 25 müssen wir uns nackt ausziehen, dann geht es in einen kleinen Baderaum. Ich gehöre zu den ersten. Gebadet wird einmal heiß, dann wieder kalt. Diese Prozedur soll zur Abhärtung dienen. Anstatt Seife bekommen wir Kalk zur Körperreinigung. Der Gruppe steht ein einziges, schmutziges Handtuch zum Abtrocknen zur Verfügung. Der Reihe nach wird es von einem zum anderen weitergereicht. Unsere Kleider müssen wir auf einen grossen Haufen werfen. Dann kommen sie in eine Art Ofen, in welchem das Ungeziefer vernichtet werden soll. Willi meint: „In einer guten halben Stunde ist sämtliches Ungeziefer vertilgt.“ Solange müssen wir warten. Zusammengedrängt, mit nassen Füßen, auf dem kalten Betonfussboden. Dazu stehen wir noch im Durchzug. Nur ein Fenster ist offen. Im Raum stinkt es, dass der Gestank uns fast den Atem nimmt. Dann bekommen wir unsere Kleider zurück. Auch eine Decke. Meine gestrickten Strümpfe sind weg. Es hat allerdings keinen Sinn, deswegen zu reklamieren. Man bekommt höchstens Schläge. Wir müssen auf die zweite Gruppe warten. Als wir wieder 50 beisammen haben, dürfen wir zurück in den Block. Wie sieht es hier aus? Alles hat man von den Betten geschmissen. Haufenweise liegt das Bettzeug umher. Ein Pestgestank verbreitet sich. Die Nase zuhalten, hat keinen Zweck. Dann das Kommando: „Stubendienst her! die Betten sind gleich sauber zu machen!“ Es ist schon gegen Mittag. Nach diesem Reinigungsprozess hat jeder von uns Läuse. Jede freie Minute wird mit „Läuseknacken“ zugebracht. Wir machen jetzt Jagd auf Flöhe. Wenn es hell ist oder wenn das armselige Licht in unserer Baracke brennt, dann sieht man keine Läuse. Oh weh, wenn es dunkel ist!

Dann spürt man sie auf der Haut, wie sie sich bewegen, wie sie krabbeln. Es ist zum Verrücktwerden. Es gibt deren, die so groß sind, wie kleine Pferdekäfer. Sie vermehren sich zwischen den Ritzen der Wandbekleidung. Als wenn wir nicht schon mit der SS-Bewachung des Lagers völlig genug hätten, so kommt diese Plage noch hinzu. Eine weitere Schikane besteht darin, dass es streng verboten ist, ausserhalb der vorgesehenen Zeiten Wasser zu trinken. Wer sich beim unbefugten Wassertrinken erwischen lässt, dem drohen die schlimmsten Strafen.

Durst ist etwas Schlimmes. Durst ist schlimmer als Hunger, zumal man keinen Speichel mehr im Mund hat.

Wir wissen uns zu helfen. Auf der Toilette ist Wasser. Sogar einen Wasserhahn gibt es.

Fortsetzung folgt

*Paul Heinrich*

## Kriegserlebnisse von J.P. FISCHBACH aus Niederfeulen

Jean-Pierre Fischbach wurde am 28. Januar 1922 in Niederfeulen geboren. Sein Vater war Schuhmachermeister, so dass der Sohn schon frühzeitig dazu inspiriert wurde, den Beruf des Vaters zu ergreifen. Wie damals üblich, wollte der Sohn dem väterlichen Willen nicht trotzen, so dass er sich ab seinem 16. Lebensjahr auf das Schusterhandwerk vorbereite.

Als kaum 18-Jähriger erlebte Jean-Pierre Fischbach den Einmarsch der deutschen Truppen ins Großherzogtum:

„ Am 10. Mai 1940 war es Kettel Jäng der uns die Nachricht überbrachte, dass deutsche Truppen im Anmarsch wären. Er wollte mit seinem Fahrrad zur Arbeit nach Ettelbrück, als er in „der Heng“ auf die von Ettelbrück heranmarschierenden Soldaten der Wehrmacht aufmerksam wurde. In Windeseile verbreitete sich die Nachricht im Dorf.

Die meisten Anwohner begaben sich an die durch Niederfeulen hindurchführende Hauptstrasse, wo sie den nicht abreißenden Strom deutscher Truppen mit Argwohn beobachteten.

Deutsche Flugzeuge beherrschten den Himmel.

„ In ein paar Tagen sind wir in Paris“ so verkündeten die durchziehenden Soldaten.

Die Bevölkerung war überzeugt, dass der deutsche Vormarsch von der französischen Armee vorzeitig gestoppt würde.

Es war die vielgepriesene Maginotlinie der Franzosen, welche diese Hoffnung aufflammen ließ.

Wie groß war die Enttäuschung, als in den kommenden Tagen und Wochen nur noch von deutschen Erfolgen gesprochen wurde.

Zuerst kapitulierte Belgien, dann Frankreich.

Wir Luxemburger waren entsetzt.

Nach der Besetzung unseres Landes mussten wir vorerst alle Schikanen, der schon bald eingesetzten Zivilverwaltung erdulden.

Im Rahmen der Einführung des Arbeitsdienstes für junge Frauen und Männer wurde auch ich, als dem Jahrgang 1922 zugehörig, von den Deutschen erfasst.

Am 18. April 1942 musste ich zum Arbeitsdienst.

Zufälligerweise kam ich zuerst in ein Arbeitslager, nahe der luxemburgisch-deutschen Grenze, und zwar nach ERNZEN.

Das Barackenlager befand sich auf einer Anhöhe, in der Nähe der Ortschaft, von Echternach nur 5 Kilometer entfernt.

Beim Eintreffen im Lager waren wir ungefähr 80 Luxemburger und um die 40 Deutsche.

Der Dienst im Arbeitslager verlief einigermaßen normal, d.h. wir wurden nicht übermäßig schikaniert.

Bereits nach kurzer Zeit kursierte das Gerücht, dass die Luxemburger in absehbarer Zeit zum Dienst in die deutsche Wehrmacht einberufen würden.

Dieses Gerücht gab Anlass zu einer Diskussion, die ich mit unserem Spieß führte, da zuvor immer wieder die Rede davon ging, dass der Krieg sowieso verloren wäre, wenn man auf die Luxemburger zurückgreifen müsste.

Im Laufe unserer Diskussion liess mich der Spieß wissen, ich sei noch keine zwei Monate zu Hause, dann hätte ich bereits den Stellungsbefehl zur Wehrmacht.

Wie Recht er behalten sollte, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

In ERNZEN waren wir ungefähr 2 Monate, um dann nach HÄNIGSEN verlegt zu werden. Das Arbeitslager HÄNIGSEN befand sich in der Nähe von Celle, in der Lüneburger Heide.

Meine Kollegen wurden dort zur Arbeit in einer unterirdischen Munitionsfabrik verpflichtet, während ich der Schusterei zugeteilt wurde.

In dieser Eigenschaft war ich zuerst im Arbeitslager tätig, doch wurde ich in der Folge in eine größere Schuhwerkstätte nach Hannover versetzt. Hier wurden hauptsächlich Schuhe für die Wehrmacht hergestellt. Ein anderer Luxemburger, und zwar ein gewisser Jängi Kemp, der ebenfalls das Schusterhandwerk erlernt hatte, war mit mir zusammen.

Der Chef unseres Betriebes war ein waschechter Nazi.

Ein ebenfalls dort beschäftigter Deutscher fiel mir auf, als er immer wieder versuchte, uns Luxemburger zu belauschen.

Eines Tages, als der Chef nicht anwesend war, trat er an mich heran, um mir kundzutun, dass er unseren Unterhaltungen entnommen hätte, dass wir Luxemburger wären.

Zuerst war ich erschrocken, doch klärte der Mann mich dann dahingehend auf, dass wir uns vor ihm nicht in Acht nehmen müssten, da er ebenfalls gegen das Hitler-Regime eingestellt sei.

Als Grund erzählte er mir eine fast unglaubliche Geschichte, und zwar wurde er bei irgendeiner Gelegenheit aufgefordert, mit anderen zusammen, Baumstämme am Rande eines Verkehrsweges wegzuräumen. Bei diesem Arbeitsvorgang soll er einem Mitbeteiligten zugerufen haben „Na zieh“, um den Stamm in Bewegung zu bringen.

Aus dieser Arbeitsgruppe soll ihn dann einer angezeigt haben, der in der Folge angab, er habe jemanden als „Nazi“ beschimpft. Dieser Vorfall hatte angeblich für ihn und seine Familie schwerwiegende Folgen.

Dieser Mann, dem ich anfangs misstraute, war mir in Wirklichkeit gut gesinnt, denn er gab mir verschiedentlich Schusterutensilien, wie z.B. Nadeln und Zwirn, die bei uns zu Hause schwer erhältlich waren. In kleinen Päckchen schickte ich das Nähzeug an meinen Vater, der es in unserer Werkstatt gut gebrauchen konnte.

Wie ich im Nachhinein erfuhr, hatte dieser Mann drei Kinder. Da er durch seine angeblich hetzerischen Parolen in Ungnade gefallen war, fehlte es seiner Familie an dem Nötigsten zum Überleben. Ich machte unseren Spieß auf diese unzumutbaren Zustände aufmerksam, woraufhin dieser dafür sorgte, dass heimlich Lebensmittel aus dem Lager für diesen Mann und für seine Familie abgezweigt wurden.

Im Stammlager, wo noch eine größere Anzahl von Luxemburgern war, blieben wir bis zum Monat September 1942. Dann durften wir nach Hause zurück. Die Freude war jedoch nur von kurzer Dauer, denn bereits am 7. Dezember flatterte der Stellungsbefehl ins Haus. Mit meinen Eltern erwog ich zwar das Für und Wider einer sofortigen Desertion, doch entschloss ich mich zuletzt doch, dem Einberufungsschreiben Folge zu leisten, da ich Repressalien für meine Familie befürchtete.

Als es nach der Verkündigung der allgemeinen Wehrpflicht, für uns Luxemburger, zu einem Streik gekommen war, hatten die Nazis ja bereits zur Genüge bewiesen, zu welchen schändlichen Methoden sie fähig waren.

An diesem denkwürdigen 7. Dezember 1942, dem Tage der Einberufung, ging es dann zuerst nach Luxemburg, wo am Hollericher Bahnhof der Zug bereit stand, mit dem wir einer ungewissen Zukunft entgegenfahren sollten. Wir waren einige Hundert, welche an diesem Tage, gezwungenermaßen der „Großdeutschen Wehrmacht“ zugeführt werden sollten. Beim Namensappell stellte sich heraus, dass einige fehlten, doch wurde deswegen sonderbarerweise kein Aufhebens gemacht.

Als der Zug aus dem Bahnhof fuhr, sangen wir patriotische Lieder, es wurde gelärrt und viele Fenster gingen zu Bruch. Unsere deutschen Begleiter, Soldaten in Wehrmachtsuniform, versuchten zwar, uns zu besänftigen, doch konnten sie den frenetischen Lärm nicht unterbinden. Aus meiner unmittelbaren Umgebung befand Mergen Josy aus Oberfeulen sich unter den Einberufenen.

Als wir in Trier ankamen, wurden wir vorerst nach der Alten Horn-Kaserne gebracht, wo eine erste militärische Ausbildung begann. Dort traf ich auch Konsbrück Nik aus Niederfeulen, der aus dem Gefängnis entlassen worden war, nachdem er sich dem Arbeitsdienst bereits durch Flucht entzogen hatte. Nun wurde er zu uns in die Kaserne gebracht, um wie wir, zum unfreiwilligen Dienst in der Wehrmacht gezwungen zu werden. Angeblich musste er sich schriftlich verpflichten, sich nicht mehr von der Truppe zu entfernen. Als er zum Kartoffelschälen in den Keller geschickt wurde, muss er auch dort wieder abgehauen sein, denn einige Zeit wurde nach seinem Verbleib geforscht. Wie ich später erfuhr, kam er zuerst in ein Versteck nach Feulen und später in eine Widerstandsorganisation nach Belgien. Außer Konsbrück Nik traf ich in dieser Kaserne ebenfalls Mergen Emile aus Oberfeulen.

Von der Alten Horn- Kaserne kamen wir in die Neue Horn- Kaserne, wo wir bis zum 26. April 1943 blieben.

Danach wurden wir auf den Truppenübungsplatz Baumholder gebracht. Hier wurden wir frisch eingekleidet, und es kam bereits zu ersten Einteilungen im Hinblick auf unsere spätere Verwendung.

Ich sollte zuerst beim Tross bleiben, und man hatte mir bereits einen Werkzeugkasten mit Schusterwerkzeug ausgehändigt. In Baumholder blieben wir bis zum 16. Mai 1943. Dann ging es ab nach Russland, und zwar ans Schwarze Meer.

Ein bereits älterer Landser trat dort an mich heran. Er liess mich wissen, dass er bereits den Frankreichfeldzug mitgemacht hätte, und er käme jetzt als Schuster zum Tross. Gemäss einer Anweisung von höherer Stelle müsste ich ihm meinen Werkzeugkasten überlassen. Anfangs sträubte ich mich gegen dieses Ansuchen, doch kam dann ein Offizier auf uns zu, der die Angaben des Älteren bestätigte.

Mir wurde gesagt, ich müsste mich vorerst an der Front bewähren. So blieb mir unter diesen Umständen keine andere Wahl, als die von oben getroffene Entscheidung zu akzeptieren.

Anstatt des Werkzeugkastens bekam ich nun ein Gewehr.

Ich war jetzt nicht mehr beim Tross, sondern bei der Infanterie.

Zu Fuß mussten wir uns auf den Weg zu unserem Einsatzort machen. Die deutsche Infanterie latschte ja bekanntlich zu Fuß.

Während 3 oder 4 Tagen legten wir jeweils 30 km zurück. Wir erreichten die Krim, dann den Kubanbrückenkopf.

Eines Tages händigte man uns Zettel zum Unterschreiben aus.

Ich las den Zettel vorerst nicht genau, und ich erkundigte mich bei einem Unteroffizier, was dieses Schreiben zu bedeuten hätte. Mir wurde gesagt, es würde sich einfach darum handeln, die genaue Identität jedes Truppenangehörigen festzuhalten, und zwar für den Fall wo er beim Einsatz solcherart verstümmelt würde, dass seine genauen Personalien nicht mehr festgestellt werden könnten.

In Wirklichkeit handelte es sich jedoch um ein Antragsformular, zwecks Erlangung der deutschen Reichszugehörigkeit.

Als ich den Schwindel erfasste, weigerte ich mich, das Blatt zu unterschreiben.

Wir wurden in den nächsten Tagen mit einem Motorboot an einen Ort gebracht, dessen Namen mir nicht mehr in Erinnerung ist.

Von der Anlegestelle ging es dann zu Fuß weiter.

In der Einheit, wo ich nunmehr gelandet war, befand sich ebenfalls Bächler Albert aus Ettelbrück.

Durch die langen Wegstrecken, die wir zu Fuß zurücklegen mussten und das schlechte Schuhwerk bildeten sich so schlimme Blasen an meinen Füßen, dass ich genötigt war einen Arzt aufzusuchen. Als wir am Verbandsplatz ankamen und uns nach einem Arzt erkundigten, tat man uns kund, der Arzt wäre abwesend, denn er müsse sich noch um ein Pferd kümmern.

Ob es sich nun um einen Truppenarzt oder um einen Tierarzt handelte, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben. Jedenfalls warteten wir, bis er von der Pferdeversorgung zurückgekehrt war. Er veranlasste, dass meine Blasen mit Jodtinktur eingepinselt und Verbände angelegt wurden. Nach einer kurzen Rast musste ich wieder mit. Zu dieser Zeit machten mir die Füße auf den mit tiefem Schlamm bedeckten Wegen schwer zu schaffen. Nach strapazierenden Fußmärschen kamen wir schlussendlich an die Krim.

Wir hielten dort eine Stellung auf einer kleinen Anhöhe und warteten auf Verstärkung. In einer in der Nähe gelegenen Mulde befand sich ein Weiher, wo ich meine wunden Füße baden konnte. Das Wasser kam jedoch aus dem Meer, war deshalb stark salzhaltig, ein Umstand der das Baden zur wahren Qual machte. Unsere Stellung kann nicht weit von den russischen Linien entfernt gewesen sein, denn über Lautsprecher wurden wir von den Russen aufgefordert, zu ihnen überzulaufen. Die Durchsage lautete etwa wie folgt:

„ Kameraden der 79. Division. Kommt noch in dieser Nacht zu uns, denn Morgen kann es bereits zu spät sein.“

Zusätzlich warfen russische Flugzeuge sogenannte Überlaufzettel über unserer Stellung ab, die im Falle einer Kapitulation eine bevorzugte Behandlung versprachen.

Von meiner Einheit lief keiner zu den Russen über.

In diesem Abschnitt hatten wir einen Unteroffizier, dem ich nur Respekt zollen kann, indem er den ihm unterstellten Soldaten mit Rat und Tat zur Seite stand.

Ich hatte die Angewohnheit, selbst bei starkem Beschuss, immer wieder über den Rand der Stellung zu blicken, um zu beobachten, was um mich herum geschah.

Der Unteroffizier fuhr mich dann jedes Mal an, wobei er mir tadelnd nahe legte, doch in meiner Deckung zu verharren, ohne den Kopf über den Rand der Stellung zu heben.

Unsere Stellung befand sich nämlich inmitten eines großflächigen Sumpfgebietes. Um die Mückenplage einigermaßen erträglich zu gestalten, gab der Unteroffizier Anweisung, das Tarnnetz über das Gesicht zu ziehen. Lediglich den Mund sollten wir unbedeckt halten und eine Zigarette nach der anderen zu rauchen.

Während wir in dieser Stellung lagen, kam dann plötzlich der russische Angriff, der durch einen umfassenden Artilleriebeschuss aus vielen Rohren eingeleitet wurde. Sogar die gefürchteten Phosphorgranaten kamen bei diesem Angriff zum Einsatz. Hier wurde dann auch das gefährliche Salvengeschütz, die Stalinorgel, eingesetzt. Glücklicherweise war die Treffsicherheit dieser Geschütze beeinträchtigt, indem dieselben auf Eisenbahnschienen montiert waren, so dass die Schussrichtung nicht ständig korrigiert werden konnte.

Trotzdem kam es durch das starke Artilleriefeuer zu größeren Flächenbränden. Man hatte den Eindruck als stehe das ganze Tal vor unserer Stellung in Flammen.

Bei diesem Angriff wurde es mir so richtig mulmig. Ich glaubte nicht mehr daran, diesem Orakel zu entkommen und die Heimat noch einmal wiederzusehen.

Unserem Unteroffizier, der sich offensichtlich auch durch diesen infernalischen Beschuss nicht aus der Fassung bringen liess, stellte ich bange die Frage, was denn passieren würde, wenn der Russe mit Panzern käme. Ruhig gab er mir zur Antwort: „ Schau zu, dass er nicht gerade über dich fährt und lass ihn rollen. Wenn wir die Stellung nicht halten können, dann gehen wir eben in Gefangenschaft.“

Obschon ich meine Angst kaum zu unterdrücken vermochte, bewunderte ich diesen Mann, der in jeder Situation einen klaren Kopf behielt. Er besaß eine Menge Fronterfahrung, war schon lange bei der Truppe, denn wie ich erfuhr, hatte er den Westfeldzug bereits mitgemacht. Mir war klar, dass solche Leute dringend benötigt wurden, um eine im Feuer unerfahrene Einheit zu führen.

Bei der Stellung, in welcher wir uns befanden, handelte es sich um Laufgräben, die bereits bei unserer Ankunft ausgeworfen waren.

Beim Angriff der Russen zählte unsere Kompanie um die 90 Leute. Nach dem Angriff waren nur noch 20 bis 30 Mann einsatzfähig. Viele waren gefallen, unter ihnen auch eine Anzahl Luxemburger.

Wir mussten die Gefallenen begraben und dafür sorgen, dass die Verwundeten zurückgebracht wurden

Mancher Anblick, grässlich verstümelter Soldaten, prägte sich in mein Bewusstsein ein und liess mich lange nicht mehr los.

Der Schnee war erst kürzlich geschmolzen und eine schwüle Atmosphäre breitete sich über dem Sumpfgebiet aus. Wir wurden aus dieser Stellung herausgelöst, um mit jüngerem Ersatz aufgefrischt zu werden.

Kirsch Jängi aus Bartringen und ein gewisser Becker aus Mertzig waren noch mit mir zusammen.

Wir lagen in einer Mulde, wo wir uns über die allgemeine Lage unterhielten, als plötzlich zwei Einschläge erfolgten.

„Alles in volle Deckung!“, wurde gerufen.

Bevor ich mich in meinem Deckungsloch niederkauern konnte, verspürte ich einen Schlag an meinem rechten Fuß.

Der Unteroffizier erkundigte sich sofort, ob ich keine Schmerzen verspüre, denn ein Splitter habe meinen rechten Fuß getroffen.

Ich glaubte es nicht, denn ich war der Meinung es sei lediglich ein hochgewirbelter Stein gewesen.

Der Unteroffizier dagegen behauptete, es sei ein Splitter. Wenig später stellten sich dann erste Schmerzen ein. Der Unteroffizier hatte Recht. Ein Granatsplitter hatte das Gelenk des Großzehs am rechten Fuß getroffen.

Schon stellten sich Schwierigkeiten beim Gehen ein.

Ich wurde zu einem Verbandsplatz geleitet. Dort besah man sich die Wunde. Man könnte nichts machen, ich müsste zu einem Arzt und deshalb bis zur Dunkelheit ausharren, so lautete der Bescheid. Man hatte mir den rechten Stiefel aufgeschnitten, ansonsten wurde die Wunde nicht behandelt.

Als der Verpflegungswagen gegen Abend vorfuhr, wurde ich weggeschafft. Ich wurde zu einem Hauptverbandplatz gebracht.

Man fragte mich, ob ich bereits eine Tetanusspritze bekommen hätte. Ich verneinte. Ein Mann, Arzt oder Sanitäter, verpasste mir eine Spritze. Ich wurde ohnmächtig und kam erst am darauffolgenden Morgen wieder zum Bewusstsein. Ich befand mich noch immer an der gleichen Stelle, wo man mich am Vorabend niedergelegt hatte.

Ich blickte mich um. Überall Verwundete. Von Blut, schwärzlich durchtränkte Verbände. So dachte ich. Als ich näher hinsah, bemerkte ich das Unglaubliche. Es war kein Blut, es waren Läuse, die sich auf den Verbänden tummelten. Diese Feststellung rief bei mir Entsetzen hervor. Es war grässlich. Man liess mich wissen, dass das Chloroform ausgegangen sei. Man könnte nichts für mich tun.

Anhand meiner Stammrolle, die mir später zuging, wurde ich am 29. Juli 1943 in der Gegend von Kiewskoje verwundet. Ich gehörte damals zur 3. Kompanie, Grenadierregiment 226.

Irgendwann tauchte ein Rot-Kreuz-Fahrzeug auf. Ich wurde weggebracht. Russische Flugzeuge zogen über uns hinweg.

Obschon das Fahrzeug mit dem roten Kreuz versehen war, wurden wir beschossen. Der Wagen fuhr in Deckung und wurde nicht getroffen.

Ich kam in ein größeres Lazarett, und zwar nach Cherson, am Schwarzen Meer. Ein Arzt untersuchte meinen Fuß. Auch hier hatte man keine Narkosemittel mehr. Trotzdem bat ich den Arzt, mir den Splitter zu entfernen. Ich würde die Schmerzen aushalten, sagte ich ihm.



Er schaute mich prüfend an und entfernte sich, nachdem er geäußert hatte, dass der Splitter unter allen Umständen entfernt werden müsste, andernfalls bekäme ich eine schlimme Entzündung. Der Doktor kam mit den erforderlichen Operationsinstrumenten zurück. Er entfernte mir den Splitter. Es tat höllisch weh. Trotzdem kam kein Schmerzenslaut über meine Lippen.

„Welche Nationalität haben Sie?“, fragte mich der Arzt.

„Ich bin Luxemburger.“

„Ja, das glaube ich“, so der Arzt. „Die Luxemburger, das sind lauter so zähe Burschen.“

Bei diesem Arzt handelte es sich um einen äußerst anständigen Menschen.

Nach dieser Operation kam ich noch in mehrere Lazarette, und zwar nach Bila/Cerkwa, Kulparkow, Lemberg, Biedenkopf, um schlussendlich am 11. September 1943 ins Reservelazarett Fulda eingeliefert zu werden. Dort bekam ich dann zusätzlich den ersten Anfall von Malaria.

Ich bekam wohl Medikamente gegen Malaria, doch schmiss ich die Pillen nach jeder Verabreichung weg. Ich war nämlich der Meinung, als an Malaria Erkrankter dürfte ich nach Hause.

Bereits in Lemberg hatte man mir alle meine Kleider weggenommen. Deshalb trug ich nichts mehr auf dem Leibe, als ich in Fulda ankam.

Im Lazarettzug lag ich neben einem ebenfalls verletzten Offizier. Ich glaube es war ein Oberleutnant. Dieser verhielt sich mir gegenüber äußerst korrekt. Er wollte nämlich Musik hören, doch erkundigte er sich zuvor über die Schwere meiner Verletzung. Er wollte mich nicht stören.

In Fulda wurde ich in einem katholischen Seminar untergebracht.

Ich teilte ein sehr kleines Zimmer mit einem Unteroffizier. Das Zimmer war von der Küche und dem Essraum weit entfernt. Von diesem Unteroffizier erfuhr ich, dass im Hause nur Leute mit Malaria hospitalisiert wären.

Nachdem er festgestellt hatte, dass ich nicht gehen konnte, sagte er: „Ich glaube nicht, dass die ihnen etwas zum Essen bringen werden.“

Er meldete meinen Zustand beim Küchenpersonal. Obschon im Hause Ordensschwwestern das Sagen hatten, wurde mir nichts zum Essen gebracht.

Ich fand diese Tatsache für meinen Zustand empörend. Einer Schwester sagte ich auf jeden Fall ungeschminkt meine Meinung. Der Unteroffizier kümmerte sich um mich, und er sorgte dafür, dass ich etwas zum Essen bekam.

Da mein Fuß mir noch immer heftige Beschwerden bereitete, bat ich um den Besuch eines Arztes. Es kam dann auch tatsächlich ein Arzt, der nach meiner Verletzung sah und die nötigen Formalitäten in die Wege leitete, damit ich Genesungsurlaub bekam.

Da ich keine Kleider mehr besass, war der Unteroffizier mir behilflich, das Nötigste zusammenzubringen, damit ich mich überhaupt draußen zeigen konnte.

Ich begab mich dann zu einer Wehrmachtsstelle, wo ich eine Erklärung abgab der zufolge man mir bei meiner Einlieferung ins Lazarett Lemberg alle Kleidungsstücke weggenommen hätte. Ich bekam eine einschlägige Bestätigung und wurde dann zu einem 14-tägigen Genesungsurlaub nach Hause entlassen.

Meine Mutter nahm verschiedene Änderungen an meinen Uniformstücken vor, damit diese mir wieder einigermaßen passten.

Nach Ablauf des Urlaubs sollte ich mich weisungsgemäß in einer Kaserne in Metz einfinden.

Auf der Fahrt nach Metz lernte ich einen ranghohen Wehrmachtsangehörigen kennen, dem ich meine ganze Geschichte erzählte.

Dieser machte mir dann den Vorschlag, einfach mit ihm zu kommen. In Metz kam ich dann in ein Lager, wo meines Bleibens jedoch nicht von langer Dauer war. Man hatte mich nämlich in einem anderen Lager vermisst, so dass wahrscheinlich eine entsprechende Meldung vorlag.

Mein Begleiter brachte mich dann ohne weitere Formalitäten dorthin.

Als Erstes bekam ich wieder eine anständige Uniform. Im Übrigen machte man mir keine Vorhaltungen im Hinblick auf mein verspätetes Eintreffen in diesem Lager.

Hieraus folgere ich, dass der Mann, dem ich mich unterwegs angeschlossen hatte, einen höheren militärischen Rang bekleidete.

Da ich wegen meiner Verletzung noch immer an einem Stock ging, war ich von allen militärischen Übungen befreit.

In der Folge wurde mir die Teilnahme an einem Unteroffizierslehrgang angetragen, den ich dann auch absolvierte.

Dieser Lehrgang dauerte 6 Wochen. Abschließend wurde mir dann wieder ein Papierbogen vorgelegt, demzufolge ich mich durch meine Unterschrift als Reichsdeutscher bekennen müsste. Ich weigerte mich jedoch auch diesmal, das Papier zu unterzeichnen, woraufhin es mir aus der Hand gerissen wurde. Ich befürchtete anfangs, diese Weigerung könnte für mich üble Folgen haben, doch wurde nicht mehr darüber gesprochen. Dass man mich unter diesen Umständen nicht zum Unteroffizier beförderte, war wohl selbstverständlich. Bei der Befehlsausgabe, am darauffolgenden Tage, wurde ich aufgefordert, mich fertig zu machen, denn ich käme jetzt nach Baumholder.

Bevor ich meine Reise nach diesem Truppenübungsplatz antrat, telefonierte ich nach Hause, um meine Angehörigen vom Stand der Dinge zu unterrichten.

In Begleitung von Schreinesch Jäng kam mein Vater nach Baumholder. Die beiden brachten mir Zivilkleider und einen falschen Pass. Sie wollten mich unbedingt mit nach Hause nehmen. Ich bedeutete ihnen, dass ich hier nicht wegkönnte, da alle zwei Stunden Appell sei.

Sie hielten sich zwei Tage im Bereich der Kaserne auf, ohne dass sie entdeckt wurden. Alle drei hatten wir Glück, denn im Falle wo man auf unsere Absichten aufmerksam geworden wäre, hätte man uns ohne weiteres erschossen.

Da es unter den gegebenen Umständen zu gefährlich war, von Baumholder aus, einfach zu desertieren, meldete ich mich wieder zu meiner alten Einheit. Ich wurde neu eingekleidet und wurde wieder nach Russland in Marsch gesetzt.

Ich kam wieder zu meiner früheren Einheit, welche diesmal in Odessa lag.

Dort waren auch wieder Luxemburger bei mir in der Kompanie, doch kann ich mich nur noch an einen erinnern, und zwar handelte es sich um einen gewissen Miny aus Dommeldingen.

Nachdem bei mir zum ersten Mal Malaria festgestellt worden war, hatte der Arzt mir gesagt, dass ich in nächster Zeit darauf achten musste, wenig Fleisch zu essen und keinen Alkohol zu trinken, denn dadurch könnte ein neuer Anfall ausgelöst werden.

Von Odessa ging es wenig später zurück nach Dresden.

Ich ging fast jeden Tag aus, ich trank Alkohol und aß auch Fleisch. Am dritten Tag stellte sich plötzlich Fieber ein. Zu Fuß machte ich mich auf den Weg von Dresden nach Theresienstadt. Unterwegs machte ich Autostopp und wurde streckenweise mitgenommen. Als ich in Theresienstadt ankam, war ich total am Ende. Ich hatte hohes Fieber. Ich machte mich auf die Suche nach einem Lazarett. Ich sah noch eine Rote-Kreuz-Schwester, dann wurde ich ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Bett. Eine Schwester kümmerte sich um mich. Sie schalt mich einen schlimmen Menschen. Ich hätte immer wieder die nassen Tücher weggeschmissen hätte, die man mir zum Senken des Fiebers aufgelegt hätte.

Außerdem liess sie mich wissen, dass ich in einem sehr ernsten Zustand eingeliefert worden wäre. Man hätte nicht damit gerechnet, dass ich genesen würde.

Da ich mich im Lazarett langweilte, bat ich um Arbeit. Ich erklärte der Schwester, dass mir der Umgang mit Nadel und Zwirn vertraut sei. Daraufhin brachte man mir haufenweise Sachen zum Ausbessern. In diesem Lazarett war ich besser aufgehoben, als in einem Hotel. Als ich aus dem Lazarett entlassen wurde, hatte ich mich laut Marschbefehl wieder in Metz einzufinden.

Auf dem dortigen Flugplatz wurde ich zusammen mit einem Deutschen zur Luftabwehr eingesetzt. Wir hatten ein Maschinengewehr zu bedienen, obschon ich noch nie mit einer solchen Waffe geschossen hatte und diese überhaupt nicht kannte.

Aus einer kleinen Gastwirtschaft, die ich zuweilen besuchte, hatte ich nach Hause telefoniert. Auf's Neue kam mein Vater mit Schreinesch Jäng nach Metz.

Kaum hatten wir uns begrüßt, als es Fliegeralarm gab. Die Beiden konnten nicht mehr weg, und hielten sich im Bereich des Flugplatzes auf. Auch diesmal fiel ihre Anwesenheit keinem auf. Die Stadt Metz und besonders der Flughafen waren fast jeden Tag das Ziel der amerikanischen Luftwaffe. Ich kam wiederholt um Urlaub ein, der mir schlussendlich auch bewilligt wurde, und zwar ab 1. Juni 1944. Ich bekam Verpflegungsmarken und der Sold wurde mir noch ausbezahlt. Da keine Zugverbindungen nach Luxemburg mehr bestanden, machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Ein alter Bus brachte mich bis nahe an die französisch-luxemburgische Grenze. Irgendwo, in einem französischen Grenzort bekam ich dann einen Zug. Als ich schlussendlich in Ettelbrück eintraf, war Theis Arthur aus Feulen am Bahnhof. Dieser nahm mich mit nach Hause.

Drei Tage bevor mein Urlaub zu Ende ging, war alles klar. Ich würde nicht mehr zu meiner Einheit zurückkehren. Ich wollte nicht mehr für Deutschland und seinen größtenwahnsinnigen „Führer“ kämpfen. Es war eine bereits abgesprochene Sache, dass ich in ein Versteck kommen würde. Ein Problem gab es allerdings noch zu lösen.

Meine Malariaanfänge stellten sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit ein, so dass ich unbedingt Medikamente haben musste, bevor ich daran denken konnte, mich in ein Versteck zu begeben. Ich begab mich nach Ettelbrück, wo ich die Champagne-Apotheke aufsuchte. Ich erklärte dem Apotheker meine Situation. Ich war ehrlich zu ihm und gab ihm zu verstehen, dass ich gewillt sei, nach meinem Urlaub zu desertieren. Herr Champagne hatte volles Verständnis. Er versprach mir, entsprechende Medikamente, die er nicht vorrätig hätte, innerhalb zweier Tage zu besorgen.

In der Tat konnte ich die Medikamente nach zwei Tagen in der Apotheke abholen. Ich brauchte nicht einmal zu zahlen.

Georges Peters, treibende Kraft der LVL brachte mich zur Örtlichkeit „um Millebiërg“. Dort traf ich Emile Losch, Jim Schlim und René Angelsberg. Mit diesen dreien sollte ich fortan im Bunker „Ellensbiërg“ leben.

Im Kehmener Bunker befand sich zu dieser Zeit ein Refraktär aus Peppingen. Da dieser keine passenden Schuhe besass, wurde ich gebeten, ihm ein Paar anzufertigen. Ich erklärte mich einverstanden und machte mich an die Arbeit. Mein Vater stellte das benötigte Werkzeug zur Verfügung und Georges Peters bewerkstelligte den Transport. Das benötigte Leder sollte ich allerdings persönlich im Hause Steichen in Kehmen abholen.

Hier passierte dann allerdings etwas, was mir gewaltig gegen den Strich ging. Ein Vorfall, der an Unvorsichtigkeit und Gleichgültigkeit nicht zu überbieten war. Im Hause Steichen traf ich nämlich ein Mädchen aus Bourscheid, welches im Hause beschäftigt war. Es passte mir nicht, dass das Mädchen mich gesehen hatte, da es sich denken konnte, dass ich ein Deserteur war. Dann plötzlich betrat noch ein Einwohner aus der Ortschaft das Haus. Auch von diesem wurde ich gesehen. Auch der konnte seine Schlüsse hinsichtlich meiner Anwesenheit im Hause ziehen.

Ich war so wütend über das Außerachtlassen jeglicher Vorsicht, und ich machte meinem Ärger Luft, indem ich dem Hausherrn heftige Vorwürfe machte.

Während meinem Aufenthalt im Bunker machte ich auch noch Schuhe für andere Leute, wie z.B. für Frau Berns aus Niederfeulen.

An dem Tage, als der amerikanische Bomber bei Scheidel abstürzte, war ich mit René Angelsberg allein im Bunker. Jim Schlim und Emile Losch hatten sich nach Welscheid begeben. Wir hielten unseren Mittagsschlaf, als wir plötzlich durch einen fürchterlichen Knall aufgeschreckt wurden. Ich dachte mir, dass das Geräusch von einem abgestürzten Flugzeug herrühren könnte. Als kurz nach dem explosionsartigen Geräusch ein länger anhaltendes Knallen einsetzte, war mir klar, dass es sich nur um explodierende Munition handeln könnte. René dagegen glaubte, es seien Buben in der Nähe, welche mit einem Knüppel auf ein Blech trommeln würden und auf diese Weise das Geräusch verursachten. René Angelsberg war ja nicht eingezogen, so dass er mit solchen Dingen keinerlei Erfahrung besass. Gewissheit bekamen wir allerdings erst, als einige Zeit später Steichen Nicolas aus Scheidel in der Nähe unseres Bunkers auftauchte, um uns die Kunde von einem abgestürzten Flugzeug zu bringen. Später kam dann auch Georges Peters zu uns, der den Sachverhalt bestätigte und uns Anweisung gab, im Bunker zu verbleiben und uns ruhig zu verhalten. Bei einer sich anbahnenden Gefahr, würde er sich rechtzeitig um uns kümmern. Wir vertrauten Georges, denn er war der führende Kopf der LVL. Er war ein guter Mensch, der sich wie ein Vater um uns kümmerte. Durch seinen selbstlosen Einsatz und sein besonnenes Verhalten trug er massgeblich dazu bei, dass die Deutschen nicht auf unsere Spur kamen. Wir sind ihm auf immer zu tiefstem Dank verpflichtet. Obschon deutsche Militärs an der Absturzstelle weilten und später auch Posten dort zurückliessen, haben wir keinen Deutschen zu Gesicht bekommen.

Als die amerikanischen Truppen am 11. September 1944 in Feulen einrückten, durften wir unser Versteck verlassen. Die Angst vor einer eventuellen Entdeckung durch die Deutschen war vorbei. Wir konnten uns endlich in Freiheit bewegen.

Ich meldete mich als Hilfspolizist auf der Gendarmeriebrigade in Ettelbrück, wo Herr Berchem zu dieser Zeit Kommandant war.

Ausserhalb meiner Dienststunden war ich meinem Vater behilflich.

Nachdem Herr Berchem herausgefunden hatte, dass ich von Beruf Schuster sei, bat er mich, ihm ein paar Schuhe anzufertigen. Es handelte sich jedoch nicht um einfache Schuhe, sondern um eine Art Halbstiefel „Bottines“. Als ich ihm die gut gelungenen Schuhe überreichte, zeigte er sich über die gute Arbeit sehr beeindruckt. In einem tadelnden Ton liess er mich wissen, dass ich besser daran täte, bei meinem Handwerk zu bleiben, als gegebenenfalls in die Gendarmerie einzutreten.

Etwa um die Mitte Dezember bekam ich plötzlich heftige Bauchschmerzen. Ich suchte einen Arzt in Ettelbrück auf, der auf Blinddarmentzündung tippte. Ich wurde zu Dr. Joris ins Krankenhaus geschickt, der die Diagnose bestätigte. Er wollte mich sofort operieren. Ich konnte ihn dann jedoch dazu überreden die Operation bis zum nächsten Tag zu verschieben. Kaum hatte ich den Eingriff überstanden, als in der Klinik die Kunde umging: „d'Preise sin rëmm zu Dikkrech“.

Da ich mich als frisch Operierter in schlechter körperlicher Verfassung befand, wurde ich von Panik ergriffen. Was sollte ich tun? Ich war Deserteur der Wehrmacht. Im Falle einer Entdeckung durch die Deutschen war ich erledigt. Mit Deserteurern machte man bekanntlich wenig Federlesens. Mit einem anderen Deserteur, bei dem es sich um einen jungen Mann aus Consthun handelte, hatte ich mich inzwischen angefreundet. Dieser hatte eine Kriegsverletzung und wurde ebenfalls stationär behandelt.

Ich saß am Spitalfenster, als ich auf amerikanische Militärfahrzeuge aufmerksam wurde, welche aus Richtung Diekirch heranfuhrten. Zur selben Zeit sah ich amerikanische Soldaten, welche mit dem Gewehr in Anschlag durch die Strasse schlichen. Dann kam ein Fahrzeug auf dem Besenius Bert, Jim Schlim und Schreiner Jäng Platz genommen hatten. Besenius saß am Steuer, während Schlim und Schreiner auf den Kotflügeln saßen. Ich bat diese, den jungen Mann aus Consthum und mich mit nach Feulen zu nehmen, womit sie auch sogleich einverstanden waren.

Als wir dann hörten, dass die Deutschen näher rückten, war auch in Feulen keine Bleibe mehr für uns, dies um so mehr, als bereits das Gerücht kursierte in Ettelbrück habe eine Granate den Operationssaal der Klinik getroffen.

Man brachte uns, d.h. den Jungen aus Consthum und mich anschließend ins Altersheim nach Redingen.

Irgendwann sah ich vor dem Gebäude einen Lastwagen der einer hauptstädtischen Brauerei gehörte.

Als der Fahrer mir bestätigte, dass er nach der Stadt Luxemburg fahren würde, bat ich ihn, den Jungen aus Consthum mitzunehmen und ihn in einer Klinik abzusetzen. Der Fahrer des Lastwagens versprach mir, meinen Wunsch zu erfüllen.

Da man meine Blinddarmwunde mit Wundklammern geschlossen hatte, war ich in meiner Bewegungsfreiheit sehr eingeengt. Ich fragte eine Schwester, ob es in ihrem Haus so etwas wie einen Operationssaal gäbe. Die Schwester bestätigte mir, dass in der Tat ein solcher Raum bestehe, der jedoch abgeschlossen sei, da er kaum noch benutzt würde. Ich bat die Schwester, mir Zugang zu diesem Raum zu verschaffen, und mir die notwendigen Instrumente zu geben, um die Wundklammern zu entfernen.

Die Schwester sträubte sich vorerst, indem sie geltend machte, sie dürfe nicht allein mit einem Mann in ein Zimmer gehen. Ich konnte ihre Bedenken in dem Sinne zerstreuen, dass ich ihr kundtat, sie hätte bei dieser Prozedur keine andere Aufgabe, als mir das Zimmer aufzuschliessen und mir die benötigten Instrumente zu geben. Im Übrigen sei noch immer Krieg, so dass es sich in meinem Fall um eine Ausnahme handele. Die Schwester war schlussendlich damit einverstanden, mir diesen Wunsch zu erfüllen.

Ich entfernte die Klammern, woraufhin die Wunde sofort wieder heftig zu bluten anfing. Nachdem ich mir selbst einen straffen Verband angelegt hatte, verließ ich den Raum.

Seit der Operation waren inzwischen erst wenige Tage vergangen, so dass ich mich noch nicht besonders gut fühlte.

In diesen Tagen kam dann „Broch Neckel“ nach Redingen, um mich zu besuchen. Neckel brachte mich auf meinen Wunsch, mit dem Fahrrad, nach Beckerich, wohin meine Mutter und meine Schwester vor dem Anmarsch der Deutschen geflüchtet waren. Mein Vater war zu Hause geblieben. Das Haus, in welchem wir in Beckerich untergekommen waren, war mit Flüchtlingen so überfüllt, dass wir zu viert in einem Bett schlafen mussten. Unter diesen Umständen wollte ich nicht in Beckerich bleiben, und ich bat um ein Fahrrad, damit ich nach Lorentzweiler zu Verwandten fahren könnte. Man gab mir ein altes Rad, und ich machte mich auf den Weg. Ich weiss heute nicht mehr, welche Strecke ich benutzte, doch kann ich mich noch bestens erinnern, dass der Weg eine Qual für mich war, denn schließlich waren kaum 8 Tagen seit meiner Blinddarmoperation vergangen. Unterwegs fing es dann noch an zu schneien, was meine Qual nur noch erhöhte. Kurz vor Lorentzweiler traf ich dann auf eine Patrouille der Miliz. Zu diesem Zeitpunkt war ich mit meinen Kräften völlig am Ende. Die Männer der Miliz weigerten sich beharrlich, mich passieren zu lassen und forderten mich nachdrücklich auf, wieder nach Beckerich zurückzukehren.

Da ich, wie bereits erwähnt, völlig am Ende war, erklärte ich den Milizleuten meine Situation und ich gab ihnen ebenfalls den Namen der Verwandten an, wo ich mich hinbegeben würde.

---

Als sie daraufhin noch immer auf ihrem Standpunkt verharrten und mich zur Umkehr zwingen wollten, war ich derart erbost, dass ich klipp und klar zum Ausdruck brachte, ich würde jetzt einfach weiter fahren, sie könnten mich ja dann erschießen. Sie ließen mich daraufhin unter Protest weiterfahren. Als ich bei meinen Verwandten in Lorentzweiler eintraf, war ich körperlich so geschafft, dass ich mehrere Tage im Bett verbringen musste.

Als ich Ende Dezember erfuhr, dass unsere Ortschaft wieder von den Deutschen befreit sei und diese von den Amerikanern zurückgeschlagen worden wären, machte ich mich auf den Weg nach Feulen.

Nach der Rundstedtoffensive beschloss ich, den Rat von Herrn Berchem, dem Chef der Gendarmerie-Brigade Ettelbrück, zu befolgen und mich bei der Gendarmerie abzumelden.

Ich musste mich zu diesem Zweck noch nach Luxemburg begeben, denn der oberste Kommandant der Gendarmerie musste meinen Abschied genehmigen. Dieser versuchte zwar noch, mich zur Umkehr zu bewegen, doch stand mein Entschluss fest, ich wollte mich weiterhin dem Schusterhandwerk widmen, womit ich einen Herzenswunsch meines Vaters erfüllte.

Auf diese Weise endete für mich und meine Kameraden der Kriegsjahrgänge eine schwierige Zeit, ein Leidensweg, der für Tausende zur Folge hatte, dass sie ihre geliebte Heimat nicht mehr wiedersahen. In der Blüte ihrer Jahre mussten sie ihr Leben opfern und dies, für den Irrsinn einer verbrecherischen Diktatur.

Bevor ich meinen Bericht abschliesse, möchte ich allen, welche durch ihre uneigennützig Hilfe dazu beitrugen, dass wir diesen Krieg überleben konnten, meinen allerherzlichsten Dank aussprechen.

Paul HEINRICH